

HANSER

Martin Mosebach

Stadt der wilden Hunde

Nachrichten aus dem alltäglichen Indien

ISBN-10: 3-446-23026-2

ISBN-13: 978-3-446-23026-2

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-23026-2>
sowie im Buchhandel.

Ein Schriftsteller empfängt

Indien ist ein Kontinent mit einer uralten Literatur und vielen lebendigen Romanciers – aber wo waren die Bücher? Nun ist Bikaner gewiß der falsche Ort, um nach Büchern auf die Suche zu gehen, und das Ergebnis einer solchen Suche dürfte man gewiß nicht ohne weiteres auf den beträchtlichen Rest des Landes übertragen. Wie viele Einwohner hatte Bikaner? Die Angaben schwankten: zwischen zweihundert- und fünfhunderttausend, je nachdem ob man das Umland mit einbezog. Für indische Verhältnisse war das eine beschauliche Kleinstadt. Aber die Kaufleute und Juweliere und die Offiziere der großen Garnison schienen keine Leser zu sein. Eine Buchhandlung gab es nicht in Bikaner. Sudhir, mit seiner Hingegebenheit an die Riten seiner Religion, besitze, so sagte er mir in seiner ihn bezeichnenden Unaufgeregtheit, »alles«, was auf diesem Gebiet von Bedeutung sei. Ich hatte indologische Bibliotheken in Deutschland bei diesem »alles« vor Augen und fragte mich, ob ich Sudhirs Bücherzimmer wohl bisher übersehen hätte, aber so war es nicht. Ich kannte sie schon, diese rituelle und religionskundliche Bibliothek. Sie wurde in einer Wandnische auf Marmorregalen hinter Glasschiebetüren aufbewahrt – solche verglasten Nischen gehörten zur Grundausstattung einer neueren Villa in Bikaner, meist wurden goldene, niemals benutzte Kaffeetassen dort ausgestellt. Dreißig oder vierzig Bücher, oder besser: mit Klammern geheftete Broschüren, die schlampig und gelegentlich unlesbar photomechanisch reproduziert waren,

mochte er in diesem Schrein wohl untergebracht haben; es hätte sogar noch reichlich Platz für Zuwachs gegeben.

Nun ist die Überfülle von Büchern, mit der ein europäischer Intellektuellenhaushalt zu kämpfen hat, keinesfalls schon Beweis einer lebenden Kultur. Als Europa geschaffen wurde, besaßen berühmte Bibliotheken des Abendlandes oft nicht mehr als zweihundert Bände. Was Sudhir an Ausgaben der Sutren und der Veden, des Agni-Purāṇa und der Bhāgavad-Gītā bei sich hatte, war oft aufgeschlagen worden, die Bücher waren voller Lesezeichen, manche geradezu abgegriffen, und daß sich da keine bibliophilen Raritäten und erlesenen Drucke fanden, gab der kleinen Sammlung nur noch größeren Ernst. Aber gekauft hatte er die Bücher in Delhi, soweit sie nicht zur Hinterlassenschaft seines Vaters gehörten.

Und dabei gab es eine öffentliche Bibliothek in Bikaner. Sie stammte, wie jede etwas eindrucksvollere Institution, noch aus der Zeit der Königsherrschaft. Der letzte Monarch hatte begriffen, daß zu einer wirklichen Hauptstadt auch eine öffentliche Bibliothek gehörte, und so war denn aus dem bewährten roten Sandstein ein stattlicher Bau mit hinduisierenden Dekorationen errichtet worden, dunkel und distanziert zwischen den bunten Basarbuden, die sich gerade um diese Pforte zur Weisheit besonders drängten. Eine schöne hohe Halle, pistaziengrün gestrichen, mit einer Fülle von sich träge drehenden Deckenventilatoren an langen Stangen und großen schweren Lesetischen, war der Aufenthalt alter Männer, die hier die Zeitung lasen. Sie breiteten die Blätter aus und stellten auf ihre vier Ecken schön gedrechselte Holzgewichte, damit der Ventilatorenwind sie nicht davontrage. Es gab auch Bücherschränke. Sie standen an den Pfeilern der

hohen Halle, mit Fliegendraht oder zersprungenen Glasscheiben geschlossen und gesichert mit riesigen Vorhängeschlössern und Ketten. Drinnen schlief ein in sich zusammengesunkenes Chaos fettiger Schwarten und zerfledderter Hefte. Die schweren Sicherungen hatten etwas von den Methoden der Kriminalpolizei, die einen Ort der Verwüstung zunächst unberührt läßt und nur versiegelt. Wer immer hier als Direktor der Bibliothek auf den Gehaltslisten des Staates figurierte, hatte jeden Gedanken auch nur an die Sichtung des ihm übergebenen Bestandes längst aufgegeben. Und wozu auch? – denn dies war ein Ort des Friedens, gewiß einer der schönsten Räume von Bikaner.

Das Herz der Bibliothek aber war der Schrein einer Gottheit. Die Bibliothek war in diesem Herzen ein echter Tempel. Eine jugendliche Göttin, in neu gefädelten Brokat gekleidet, wachte über das Wissen und begünstigte die hier Lesenden und Forschenden. Immer wieder klang die Glocke, die das Hinzutreten neuer Beter anzeigte, meist junge Mädchen, deren Schleier sich im Ventilatorenhauch blähten und die nach ihrer Andacht vor dem strahlenden Bild ohne einen Seitenblick auf Zeitungen und Buchkästen die Bibliothek wieder verließen.

Wo hat es diese Verbindung von Heiligtum und Bibliothek in der Geschichte schon einmal gegeben? Vielleicht nur im Serapeion von Alexandria, denn die Bibliothek der Moschee Karaouina in Fès ist dem Betsaal nicht eingegliedert, sondern in eigenen Gebäuden angefügt; auch die Mönchsbibliotheken des Abendlandes haben keine Altäre zwischen den Bücherregalen, so kirchenmäßig sich manche dieser Bibliothekssäle auch ausnehmen. Die Göttin Saraswati, die in den

Mauern der Bibliothek von Bikaner so lebhaft verehrte, gab es den Ihren im Schlaf. Wer weiß, wieviel göttliche Weisheit in dem Verzicht der Beter lag, sich einen der Bücherschränke an den Pfeilern aufschließen zu lassen!

Keine Bücher und keine Leser in Bikaner, wohl aber Schriftsteller. Kitty und Sudhir präsentierten mir immer wieder würdige ältere Herren, meist in einem europäisch-indischen Mischstil gekleidet – etwa eine abgetragene zweireihige Anzugsjacke zur Kurta Pajama –: dies sei ein Dichter, und diese Herren fühlten sich offenbar passend charakterisiert. Was für Gedichte schrieben sie? Kitty war nicht imstande, mir einen Begriff davon zu geben: »Kleine Sachen für die Zeitungen«, »Nichts Bedeutendes«, sagte sie in einem Ton, als habe die gesamte Dichterei für sie etwas Unfreiwillig-Komisches. Ob die Herren naive Traditionalisten oder mißverstehende Modernisten oder vielleicht doch gar Hervorbringer eines reinen unschuldigen Gesanges waren, das habe ich also nie erfahren. Doch war es nicht eigentlich ein gutes Zeichen, daß das Dichten in Bikaner offenbar kaum mit dem Lesen, sondern mit dem Hören, vielleicht sogar mit dem irgendwie musikalischen Vortrag zu tun hatte? Nicht durch gedrechselte Gewichte beschwert – auch wenn die Sachen dann doch in den Zeitungsspalten erschienen – schwangen sie sich durch die Luft unmittelbar in die Ohren der Hörer, wo sie verhallten.

Keinen Dichter, aber einen Schriftsteller habe ich besser kennenlernen dürfen; einen alten Staatsbeamten, der nach seiner Pensionierung ein Werk geschrieben hatte, dem er den höchsten Erfolg wünschte. Herr Bajaj hatte von meiner Anwesenheit in Bikaner in der Zeitung gelesen und bat mich um

einen Besuch. Sein Haus war groß, mit einer alten Veranda, zwischen deren Säulen Bastmatten die Sonne abhielten; ein großer neuerer Teil schloß sich an, in dem die drei Brüder Bajaj mit ihren vielköpfigen Familien lebten.

Ein Diener führte mich in ein Empfangszimmer, das vor allem von der mir nun schon vertrauten dicken, mit weißem Segeltuch bezogenen Matratze ausgefüllt war; hier konnten gewiß zwanzig Menschen zusammensitzen. Bajaj ließ mich warten. Der Raum war weiß und auf altmodische Weise nüchtern. Wenn ich von den Rechtsanwalts- und Kaufmanns-Milieus las, die mit Gandhi in Verbindung standen und zur Befreiung Indiens von der englischen Herrschaft beitrugen, stellte ich mir die Verschwörer-Treffen in solchen Räumen von kahler Würde vor, streng unterschieden von der mock-edwardianischen Opulenz der Kollaborateure. Sittlicher Ernst und eine daraus fließende Reinlichkeit waren hier zu Hause. An der Wand sah ich als einzigen Schmuck ein Plakat von Herrn Bajajs neuem Buch. Sein schwerer, imposanter Kopf blickte darauf mit leidender Energie in den Himmel.

Der Diener reichte mir das Buch. Schon nach kurzem Blättern ergab sich, daß Bajaj ein Schüler des berühmten Dale Carnegie sein mußte – »How to make friends and influence people« –, ihm aber ging es um eine moralische Erneuerung seines Volkes. Als roter Faden durchzog das Buch die Unterscheidung von »low moral« und »high moral« – »low moral« führte, wie der Autor in immer neuen Anekdoten bewies, in den Abgrund, während »high moral« zwangsläufig reich und glücklich machte.

Bajaj trat nun auf, ein massiger Mann, viel dunkelhäutiger als auf seinem Portrait. Sein Kopf hatte durch die kleine, gera-

de Nase in seiner Voluminosität etwas Echsenhaftes. Seine weiße Kurta Pajama paßte zu der asketischen Attitüde des Zimmers. Aber er konnte sich mir noch nicht zuwenden. Er war noch beschäftigt. Männer mit Papieren wurden eingelassen, er prüfte die Akten genau und gab dann Anweisungen. Der Diener brachte etwas, holte etwas, die Männer verließen den Raum, ein anderer kam herein.

»Sie sehen, ich bin sehr beschäftigt«, sagte Herr Bajaj, der mich jetzt erst wahrzunehmen schien, »ich habe eigentlich keine Zeit, Besucher wie Sie zu empfangen, aber ich kann verstehen, daß Sie sehr unglücklich wären, wenn Sie mich nicht kennengelernt hätten, und deshalb habe ich mich überreden lassen, Sie zu empfangen.« Ich kroch, leider nicht sehr elegant, von der Matratze wieder herunter und erklärte, daß ich das Mißverständnis bedauerte – sein Sendbote habe mich eingeladen, ich werde mich beeilen, ihn wieder zu verlassen – wo seien meine Schuhe?

In Herrn Bajajs Miene trat eine ängstliche Beflissenheit, die zu seiner mesozoischen Echsenwürde nicht passen wollte. Nein, nein! Er werde nun alles beiseite schieben, alle Pflichten vernachlässigen, die schwere Arbeit des heutigen Tages hintanstellen – er werde jetzt mit mir sprechen, denn ich sei wahrscheinlich schon begierig, etwas über sein Buch zu erfahren. Ich hätte es ohne Zweifel doch gelesen?

»Ja, soeben«, bei diesen Worten ließ ich mich wieder auf der Matratze nieder. Er wälzte sich in meine Nähe. Seine Füße erschienen in ihrer glatten Fleischigkeit überraschend jung. Er wolle mir eröffnen, warum er dieses Buch geschrieben habe. Er habe der Welt etwas geben wollen. »Ich wollte etwas geben«, sagte er und sah mich streng an. Ich hielt es für das

beste, auf alles, was er sagte, ohne Widerspruch einzugehen. Man spüre bei der Lektüre, daß er etwas habe geben wollen. Er war von meinen Worten so überrascht, als sei er für das Gegenteil gerüstet gewesen.

»Was halten Sie von meinem Buch?« Diese Frage kam in prüfendem Ton, aber kaum, daß ich den Mund öffnete, fiel er mir schon wieder ins Wort und fuhr fort: »Es ist ein unvergleichliches Werk, nicht wahr? Man muß es unvergleichlich nennen!«

»Auch ich weiß nicht recht, womit ich dieses Buch vergleichen soll«, sagte ich, »auf jeden Fall würde ich sagen, daß dieses Werk auf den Nachttisch eines jeden jungen Menschen in Indien gehört. Es ist ein Lebensbuch, ein guter Kamerad . . .«

»Halt«, rief Herr Bajaj, »halt, nicht so schnell!« Auf sein Rufen erschien der Diener und hinter ihm ein Mann mit Ste-nogrammblock, der Sekretär von Herrn Bajaj, so alt wie sein Herr, gebeugt und spindeldürr und ebenso dunkelhäutig. »Bitte noch einmal: wie sagten Sie es doch so gut mit dem Nachttisch . . .«

Der Sekretär schrieb nach meinem Diktat, aber er hörte schwer und sprach wohl auch nur wenig englisch; ich mußte meine Schamlosigkeiten wieder und wieder produzieren, bis jedes goldene Wort dokumentiert war.

»Niemand war so geeignet und berufen, dies Buch geschrieben zu haben wie ich«. Herr Bajaj war jetzt sichtlich zufrieden. »Noch niemals in meinem Leben habe ich eine einzige Lüge ausgesprochen.« Sein Bekenntnis machte ihn nachdenklich. War er nicht zu lauterster Wahrheit verpflichtet? »Man könnte sagen, in hundert Fällen habe ich höchstens zwei- oder dreimal gelogen.«

Auch das war eine gute Quote. Ich gratulierte, während ich von der Matratze herunterkroch. »Sie wollen gehen?« rief Bajaj mit allen Zeichen des Entsetzens. »Das ist unmöglich ... Jeden Augenblick erwarte ich das Fernsehen ... Sie müssen vor dem Fernsehen Ihre Sätze wiederholen ... diese unvergleichlichen Sätze ... der Nachttisch ... der gute Kamerad ... das trifft es, das hat es wirklich getroffen ...«

Ich hätte dem großen alten Mann den kleinen Gefallen wirklich tun können, zumal ich ohnehin nicht hoffen durfte, daß mein Besuch folgenlos blieb. Schon am nächsten Tag verkündete die Zeitung, mit welchen Worten »der gegenwärtig hier zu Gast weilende Gelehrte Mr. Martin« das neue Buch von Herrn Bajaj gelobt habe. Das Stenogramm des Sekretärs war rechtzeitig vor Redaktionsschluß eingeliefert worden.